ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWÖLFTER BAND
1974/75

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

REDE VON
THEODOR SCHIEDER

THEODOR SCHIEDER

POLITISCHES HANDELN AUS HISTORISCHEM BEWUSSTSEIN

I

Was heißt historisch? Was meinen wir, wenn wir von einem historischen Tag, einer historischen Entscheidung oder einer historischen Erinnerung sprechen? Offenbar nicht immer das Gleiche: für die Franzosen ist der 14. Juli ein historischer Tag, weil er die Erinnerung an den Sturm auf die Bastille in der großen Revolution erweckt; aber wir lesen oft von einem historischen Tag, an dem eine Entscheidung erst fällt, die als historisch bezeichnet wird, was nichts anderes heißen kann als eine Entscheidung, die eine Zäsur setzt im Blick auf die Vergangenheit und zugleich auf die Zukunft. Von dieser Bedeutung des Worts hat Arnold Gehlen auf den Inhalt des historischen Bewußtseins geschlossen: dieses bestehe in der Fähigkeit, ein gegenwärtiges Ereignis als epochemachendes, also mit den Augen künftiger Generationen zu sehen. Das sei im Kern das

historische Bewußtsein und nicht die bloße Überlieferung des Gewesenen. Denkt man diesen Gedanken zu Ende, dann durchbricht historisches Bewußtsein die reine Befangenheit im Vergangenen, zur Geschichte Gewordenen, verwendet es nur als ein Element für die Gestaltung eines in die Zukunft gerichteten Denkens und Handelns. Es verharrt nicht beim kontemplativen Rückblick, sondern zieht die Linien der Vergangenheit weiter auf Richtpunkte hin, die in der Zukunft gesetzt sind. Zwischen politischem Handeln und historischem Bewußtsein wäre damit ein notwendiger und nicht nur beiläufiger Zusammenhang hergestellt.

Es ist freilich nicht so, daß man einfach sagen könnte, dem politisch Handelnden sei immer alles das bewußt und gegenwärtig, was wir unter Geschichte als Welt der Vergangenheit verstehen. Auch hier muß von einem Doppelsinn des Wortes ausgegangen werden: Geschichte kann durch sich selbst wirken als Geschehen, das seine Züge nachfolgenden Generationen einprägt, Wunden schlägt und wirkliche und vermeintliche Höhepunkte setzt. Sie kann aber auch vermittelt als Darstellung des Geschehens, als Wissen und Wissenschaft von der Geschichte eine ganz andere Art der Ausstrahlungskraft haben, die durch den Filter literarischer Kunst und schließlich wissenschaftlicher Methode gegangen ist. Die erste Form meint wohl Hugo von Hofmannsthal, wenn er von der »aufgestauten Kraft der geheimnisvollen Ahnenreihe in uns« spricht, von den »übereinander getürmten Schichten der aufgestapelten überindividuellen Erinnerung«. Diese überindividuelle Erinnerung kann sowohl die Entscheidungen Einzelner oder kollektives Handeln der in der Geschichte wirksamen großen gesellschaftlichen Gebilde bewußt und unbewußt beeinflussen: der Völker, Staaten, Stände und Klassen, von denen wir an-

nehmen, daß sie als ein Ganzes handeln oder daß sie den persönlich Handelnden ihren wenn auch vielleicht nur bescheidenen Spielraum setzen. Die Art der Vermittlung zwischen individueller und sozialer Entscheidung ist ein bis heute umstrittenes Problem der historischen und Sozialwissenschaften, aber wir können doch davon ausgehen, daß es geschichtliche Grunderlebnisse gibt, die die Mentalität von Gruppen aufs wirksamste bestimmen. Das kann zu ganz zwiespältigen Grundeinstellungen, einem dauernden Antagonismus in einer Nation führen, wie man am Beispiel der französischen Revolution und ihren Nachwirkungen bis zum heutigen Tage sieht; das ändert aber nichts daran, daß die Französische Revolution für ihre späteren Apologeten *und* ihre Gegner ein gemeinsames historisches Grunderlebnis gewesen ist, an dem sich auch das politische Handeln orientierte und noch orientiert. Solche Grunderlebnisse gibt es in jeder Nation, sie können höchst virulent bleiben oder allmählich in Vergessenheit geraten und von anderen Erfahrungen überlagert, sie können auch verdrängt werden. In ein Schema pressen lassen sie sich nicht, und vor Überraschungen ist man nicht sicher: das historisch wirksamste Ereignis kann leicht vergessen, ein von Zeitgenossen wenig ernstgenommenes eine lange Erinnerungsdauer haben. Darin drückt sich zuweilen aus, daß Zeitereignisse mißverstanden oder falsch bewertet werden. Die Jahre 1918/1919 sind in Europa in erster Linie im Zeichen eines Siegs der nationalstaatlichen Demokratie gesehen worden. Das ist sicher richtig, aber was sie für uns zur Zeitenwende machen: die russische Oktoberrevolution und das Ende der europäischen Vormachtstellung in der Welt traten dahinter im Bewußtsein zurück. Es war eine verhängnisvolle Folge dieser Beurteilung, daß die kontinental-europäischen Mächte, zuerst Frankreich

und dann in weit höherem Maße Deutschland, von dieser Wende keine Notiz nahmen. So führen historische Mißverständnisse zu politischen Katastrophen.

Wenn historisches Bewußtsein – oder hier könnte man auch oft sagen: Unterbewußtsein – durch das Geschehen der Geschichte bestimmt wird, so wird durch Geschichte als in irgendeiner Form überliefertes, zuletzt mit wissenschaftlichen Methoden rationalisiertes Wissen vom Geschehen eine andere Stufe historischer Wirkung erreicht. Die modernen Wissenschaften haben die Sphäre des Unbewußten aufgedeckt, und sie lehren uns, mit dem umzugehen, was wir als Kollektiverinnerung bezeichnen können, aber der Rationalismus eben dieser Wissenschaften drängt dahin, das historische Geschehen von seiner Anonymität und Komplexität zu befreien und auf verständliche Handlungseinheiten und Wirkungszusammenhänge zurückzuführen, Legenden und Mythen aufzulösen und zu der Entzauberung der Welt, wie es Max Weber genannt hat, beizutragen. Darin besteht die nicht erst heute praktizierte kritische Funktion der Geschichtswissenschaft: sie vermehrt unser Wissen, aber sie kann auch eben durch Wissen und Aufhellung die anonyme Macht der Vergangenheit schwächen. Man muß ihre legitime Aufgabe darin sehen, daß sie die Anschauung von der Geschichte von allen Trübungen durch Vorurteile und Verzerrungen zu befreien sucht und dadurch den Blick öffnet für die Vergangenheit mit allen ihren Werten und Unwerten, ihrem Glück, aber auch dem Unheil und der Schuld, das Menschen über Menschen gebracht haben. Nur von diesem anthropologischen Ausgangspunkt einer Historie her, die den Menschen in seinen verschiedenen historischen Mutationen, in der Dauer und dem Wandel seiner Natur und seiner gesellschaftlichen und kulturellen Bildungen erfaßt, läßt sich heute Ge-

schichte betreiben und geschichtliches Bewußtsein bewahren oder, wo es verlorengegangen ist, wecken.

Dies alles kann zutreffen, auch wenn man in der Erinnerung an Geschichte nichts weiter als eine erbauliche, der Lust am Antiquarischen entsprungene Beschäftigung sehen würde. Daß das antiquarische Interesse als eine Wurzel des historischen Denkens angesehen werden muß, hat Friedrich Nietzsche einleuchtend beschrieben. Aber genügt dies, um Einfluß auf politisches Handeln in allen seinen Formen zu nehmen? Solange es Nachdenken über Geschichte gibt, standen sich zwei geradezu zu Lehrmeinungen erstarrte Anschauungen gegenüber: die eine geht auf den von Cicero geprägten Topos von der Historia als magistra vitae zurück. Die andere bestreitet ihr jeden Nutzen und jede Möglichkeit, aus ihr zu lernen. Hegel hat dieser Meinung, allerdings im Glauben an den über dem Menschen sich vollziehenden Fortschritt der Geschichte zum Bewußtsein der Freiheit, in dem bekannten Satz Ausdruck gegeben: »Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dies, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben.« Beide Meinungen legen dabei das gleiche Axiom zugrunde, daß nämlich ihre Einsicht auf einer Unwandelbarkeit der menschlichen Natur beruhe. Nimmt man alles zusammen, was im Laufe des letzten Jahrhunderts über die Antriebskraft der Geschichte, ihre politische Anwendbarkeit und Ausstrahlung geäußert wurde, so scheinen im ganzen nach der Anzahl, aber auch nach dem Gewicht der Gründe die negativen Argumente den positiven mindestens die Waage zu halten. Wir wollen uns den eigenen Standpunkt nicht leicht machen und notieren hier einiges von dem, was über die Unbrauchbarkeit der Geschichte für das Leben und Handeln ge-

sagt wurde: da ist zuerst der Hinweis auf die lähmende Erfahrung von der Vergeblichkeit allen menschlichen Bemühens im Prozeß der Geschichte, von der Entartung bester Absichten, wenn sich ihrer die nackte Selbstsucht bemächtigt, vom ständigen Übergang von Bewegung in Erstarrung und dem Minimum an Ergebnissen bei einem enormen Aufwand an Mitteln und Opfern. Unter den neueren Historikern stand namentlich Jacob Burckhardt unter dem niederdrückenden Eindruck dieser Erkenntnis: in dem Kapitel über die geschichtlichen Krisen seiner Weltgeschichtlichen Betrachtungen spricht er von der unglaublichen Ernüchterung, wie sie nach Revolutionen einzutreten pflege: »Mit der größten Geduld läßt man sich auch die erbärmlichsten Regierungen gefallen und sich alles dasjenige bieten, worüber noch wenige Zeit vorher alles in die Luft gesprungen wäre.« Man kann auch sagen, das Gedächtnis der Geschichte für das, was wirklich Gültigkeit besaß, ist unberechenbar und launisch, das Unwerte kann lebendig bleiben und das Wertvolle in Vergessenheit geraten. Beides läßt sich meist gar nicht genau unterscheiden, da eines in das andere umschlagen kann. »Jede neue Wahrheit beginnt ihren Weg als Ketzerei und endet als Orthodoxie«. Dieses Wort von Thomas Huxley wird von Konrad Lorenz zitiert.

Das gewichtigste und wirkungsvollste Argument ist aber ein anderes; es ist zuerst und am nachdrücklichsten von Friedrich Nietzsche formuliert worden: in seiner Unzeitgemäßen Betrachtung »Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben« wird er nicht müde, den lebensfeindlichen Effekt des Übermaßes an historischem Bewußtsein an den Pranger zu stellen in einer Zeit, wo dieses Übermaß das Bildungssystem und die öffentliche Meinung beherrschte. Während durch die Kraft, das Vergangene zum Leben zu gebrauchen und aus dem

Geschehen wieder Geschichte zu machen, der Mensch zum Menschen werde, höre der Mensch in einem Übermaße von Historie wieder auf: »Es gibt einen Grad von Schlaflosigkeit, von Wiederkäuen, von historischem Sinn, bei dem das Lebendige zu Schaden kommt und zuletzt zugrunde geht, sei es nun ein Mensch oder ein Volk oder eine Kultur.« Nietzsches Wirkung indessen für die Dauer ist nicht abzuschätzen. Sicher war er anfangs nur ein einsamer Rufer in einem Streit, den die zuerst Betroffenen, die Historiker in der Hoch-Zeit des Historismus längst für sich entschieden glaubten, aber die späteren Stimmen, die in ähnliche Richtungen wiesen, mehrten sich. Sie kamen aus der Mitte des Historismus selbst, dessen Krise keiner so tief empfand wie der Geschichtsphilosoph Ernst Troeltsch, den das Problem des Historismus als eines Problems der Relativierung aller Werte zeitlebens beschäftigte. »Die Historie«, lesen wir bei ihm, »verlangt eine Auseinandersetzung mit der Idee eines bleibenden und maßgebenden Systems der Werte, das doch gerade von diesem Strom unterwaschen und zersetzt zu werden schien.« Was in der Mitte der 20er Jahre nach den geschichtlichen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs, der von Troeltsch lebhaft empfundenen sozialen und politischen Umwälzungen im Gefolge des Krieges dazu gesagt werden konnte, mußte sich später angesichts weit drohenderer Gefahren noch verschärfen, wofür vor allem Karl Löwith oder Paul Valéry als Zeugen benannt werden können, allerdings in einem völlig anderen Sinne als Nietzsche. Löwith spricht im Anschluß an Benedetto Croce vom modernen Glauben an die Geschichte als der »letzten Religion der Gebildeten« und sieht in ihr »eine ausweglose Zuflucht«, sie mache merkwürdig stumpf gegenüber der »Konstanz der elementaren menschlichen Bedürfnisse und Leidenschaften, Fähigkeiten und Hin-

fälligkeiten«. Hinter solchen Anklagen steht der von westeuropäischen Schriftstellern und Gelehrten erhobene Vorwurf, der Historismus habe durch seine Relativierung der Werte die Deutschen in den Abgrund nihilistischer Tendenzen geführt, mit denen sich die Abkehr von den verbindlichen Normen des Naturrechts in der inneren Staats- und Gesellschaftsordnung und im Verkehr der Staaten vollendet habe. Träfe das zu – was wohl nicht uneingeschränkt gesagt werden kann –, dann hätte man hier wiederum einen durchaus negativ gemeinten Zusammenhang zwischen Historismus als einer übersteigerten Form historischen Bewußtseins und politischen Haltungen.

Die Kritik an der Geschichte als einer untauglichen Basis politischer Praxis bedient sich noch eines anderen Arguments: sie verweist auf ihre unbegrenzte Verwendbarkeit für alle möglichen und entgegengesetzten Zwecke. Da das von ihr entworfene Bild auf der subjektiven Aneignung objektiv feststehender Fakten beruhe, ließe sich alles aus ihr machen, und jedes politische Ziel könne sich auf Rechtfertigung durch Geschichte berufen. Es sei hier von den Fällen abgesehen, in denen bewußte Manipulierung zur Geschichtsklitterung wird, die die brüchige Grundlage der verwerflichsten Zwecke bilden kann. Beispiele aus totalitären Systemen sind zur Genüge bekannt. Auch da, wo die Berufung auf die Geschichte spontan und in völliger Identifizierung mit ihr erfolgt, können die Ergebnisse geradezu die Munition für Konflikte zwischen Völkern und Staaten liefern. So ist das deutsch-französische Verhältnis als das einer Erbfeindschaft bis in unser Jahrhundert mit historischen Argumenten aufgeladen worden. Die Belastung Preußens mit dem Vorwurf, »die Wurzel des Übels in Deutschland« zu sein, wie noch Churchill auf der Konferenz von Teheran von 1943 sagte, findet sich in amtlichen Denk-

schriften westlicher Staatsmänner von dem bekannten Deutschland-Memorandum Sir Eyre Crowes von 1907 über die Note des Marschalls Foch vom Januar 1919 bis zum Kontrollratsgesetz Nr. 46 über die Auflösung Preußens. Überall wird hier historisch argumentiert, d. h. das jeweils Gegenwärtige: die deutsche Weltpolitik, die Kriegsverursachung von 1914, die Aggressionspolitik Hitlers werden als Glieder einer zusammenhängenden Kette von Bekundungen derselben geschichtlichen Grundkraft gesehen – in einem über das Zutreffende weit hinausgehenden Maße. Auf deutscher Seite war es kaum anders, wenn man alle Äußerungen über das Verhältnis zu Frankreich – auch manche z. B. Bismarcks – heranzieht. Als geradezu klassischer Kronzeuge kann hier Helmuth von Moltke genannt werden, der spätere preußische Generalstabschef, der auch ein großer Schriftsteller gewesen ist. In der großen Rheinkrise der Jahre 1840/41 schrieb er die gegen Frankreichs Rheinansprüche gerichtete Abhandlung »Die westliche Grenzfrage«. In ihr wird den Franzosen trotz der Erfahrungen einer zweitausendjährigen Nachbarschaft Verkennung ihrer wahren Stellung, Neigung zu Gewalt und Verschmähung von besonnener Erwägung, Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit vorgeworfen. »Das Studium der Geschichte blüht in Frankreich wie bei uns, tausend Mittel und Wege des Verständnisses stehen offen, und doch herrscht bei den Franzosen so sehr die blinde Leidenschaft, daß sie sich absichtlich in eine Illusion hineinlügen und die Wahrheit zu sehen, auch in ihrem hellsten Tageslauf, verschmähen.« Das Studium der Geschichte wird hier bemüht, weil es die Wahrheit sehen lehrt, aber Frankreichs Wahrheit heißt nach Moltke die Rheingrenze. Die politische Auseinandersetzung um eine Grenze wird als Streit um die historische Wahrheit ausgelegt –

dies sollte ein Grundmuster nationaler Kämpfe im 19. Jahrhundert in Europa werden. An vielen anderen Stellen hat sich das wiederholt: die Geschichte wird als nationale Wissenschaft verstanden und als Instrument zur Verteidigung nationaler Interessen verwendet. Sie wird damit in den Strudel der nationalen und nationalistischen Leidenschaften gerissen, sie verliert auch die Glaubwürdigkeit, um *eine* Wahrheit zu verkünden, sie verkündet nur noch viele Wahrheiten nebeneinander. Diese ihre Ursünde hat ihr am meisten Schaden gebracht, was wohl noch für unsere Zeit gesagt werden kann.

Es gibt aber noch eine Reihe anderer, mindestens heute sogar noch durchschlagenderer Gründe, die das historische Bewußtsein getrübt oder sogar in die Gefahr des völligen Verlustes gebracht haben: nicht nur die politischen Traditionsbrüche, die gerade in unserem Lande eine erhebliche Bedeutung haben, sondern der Wandel aller politisch-gesellschaftlichen Verhältnisse: politisch die Veränderung der Weltkonstellation, die noch keine endgültige Stabilisierung erkennen läßt, aber an einer völligen Umkehr gegenüber dem 19. Jahrhundert keinen Zweifel mehr läßt. Schließlich die Revolutionierung aller Lebensverhältnisse, wie sie etwa in der Urbanisierung der Gesellschaften der Industrieländer, der immer größeren Mobilität der Bevölkerung und den Funktionsveränderungen erfaßt werden kann, von denen die Familie und alle aus älteren Lebensverhältnissen stammenden Gruppen betroffen werden. Im politischen Bewußtsein wird das Anknüpfen an Tradition verpönt, Politik und Administration orientieren sich vielmehr an Planung, an einer sich selbst Normen setzenden Rationalität wie der Technik, die zum großen Motor aller Dinge wird. Was und wem nützt hier noch historisches Bewußtsein? Und doch ist dies ein Problem, das nicht erst von heute ist, sondern bis in

die erste große Phase der Industrialisierung zurückreicht. Das Erstaunliche ist, daß in dieser Ära die Geschichtswissenschaft und der historische Sinn in einer besonderen Blüte stand: die 50er Jahre des 19. Jahrhunderts sind die erste große Aufschwungsphase der Industrialisierung in Deutschland und zugleich die Blütezeit deutscher Geschichtsschreibung. Im politischen Denken dominieren historische Argumente, Symbole und Traditionen neben ökonomischen Zweckmäßigkeiten. Die mittelalterlichen Begriffe Kaiser und Reich werden zur Benennung eines völlig anders gearteten Nationalstaats nicht nur ohne Bedenken, sondern mit leidenschaftlichem Pathos verwendet. Man kann geradezu von einer Ausgleichsfunktion des geschichtlichen Denkens sprechen, die den tatsächlichen Verlust an Geschichte durch ihre bewußtseinsmäßige Überhöhung vergessen läßt. Die mittelalterlichen Stadtbilder mit ihren zahlreichen Monumenten fallen der ersten Welle der Stadterweiterungen, der Industrialisierung zum Opfer, während gleichzeitig nach den letzten verborgenen Dokumenten der älteren Geschichte geforscht wird. Wichtiger noch ist ein Schluß, den Jacob Burckhardt aus dem Prozeß der rasanten Veränderung zieht: eine Periode der Bewegung wie das Revolutionszeitalter seit 1789 müsse sich, wenn sie nicht alle Besinnung verlieren soll, ein Gegengewicht schaffen: »Nur aus der Betrachtung der Vergangenheit gewinnen wir einen Maßstab der Geschwindigkeit und Kraft der Bewegung, in welcher wir selber leben«. Diese Vorstellung von der Geschichte als eine Art von Zeit- und Bewegungsmesser für die in immer größere Beschleunigung geratene Gegenwart ist auch heute noch geeignet, als Legitimation der Geschichte zu gelten. Man muß den Gedanken nur weiterführen und davon sprechen, daß die Geschichte als ein Bewegungsmesser der Gegenwart, aber auch

als Kompaß auf den Wegen in die Zukunft angesehen werden muß. Sie ist die Wissenschaft vom Wandel und nicht von der Stabilität.

II

Politisches Handeln aus historischem Bewußtsein kann niemals nur als das Handeln Einzelner verstanden werden: immer ist dieses eingebettet in nationale, soziale, politisch-staatliche Einheiten. Deren Gedächtnis kann stark, überstark entwickelt sein oder mit einem hohen Grad von Trägheit hinter den geschichtlichen Ereignissen weit zurückliegen. Jahrhundertelang haben die Spanier, in neuerer Zeit die Franzosen und die Deutschen den Verlust ihrer Weltmachtstellung nicht in ihr Bewußtsein aufgenommen und Beispiele dafür gegeben, in welchem Maße ein verfehlter historischer Traditionalismus die Politik auf Irrwege führen kann, während die Engländer trotz der hochentwickelten Traditionskraft ihrer politischen Formen mit größter Elastizität auf Veränderungen in der Welt reagierten. Frankreich und England sind im unterschiedlichen Sinne Beispiele auch dafür, wie sich historische Leitbilder über den Wechsel von Führungsschichten hinweg erhalten können. Aus historischem Bewußtsein kann bei politisch Handelnden die Einsicht von der Notwendigkeit von Veränderungen wie ebenso ein starres Festhalten an verlorenen Positionen erwachsen. So verschieden die Einstellung der Nationen zu ihrer eigenen Geschichte als Geschehen, so verschieden ist die Position, die die Geschichte als Wissenschaft und Literatur, als Bildungselement in ihrem geistigen Haushalt einnimmt. Historie ist im Jahrhundert der Geschichtsschreibung, dem 19. Jahrhundert, in Frankreich etwas anderes als in Deutschland: sie ist in

Frankreich ein Stück der Literatur, vor allem aber bleibt sie aufs engste mit der Politik verwoben: die meisten der großen Historiker Frankreichs in diesem Jahrhundert – Guizot, Tocqueville, Thiers, Hanotaux – haben Ministerämter in oft entscheidenden Situationen bekleidet, und ihre historiographischen Werke lassen sich von ihrer politischen Tätigkeit nicht trennen. Die Historiker schreiben als Staatsmänner, und die Staatsmänner handeln als Historiker. Trotz starker politischer Impulse hat es die deutsche Geschichtswissenschaft nie dahin gebracht, an großen Entscheidungen aktiv mitzuwirken, abgesehen vielleicht von der Frankfurter Nationalversammlung mit zweifelhaftem Erfolg. Die deutsche Geschichtswissenschaft blieb akademisch, ihr bürgerlicher Charakter hat sie von der Verantwortung in einem Staat mit bürokratischen und aristokratischen Führungsschichten ausgeschlossen. Ihr Einfluß reicht bis zur Beratung von Fürsten oder bis zur parlamentarischen Rede, nicht zur politischen Aktion.

Wenn Einzelne als Repräsentanten größerer Einheiten: nationaler und sozialer Gruppen, von Generationen im Wandel der Geschichte angesehen werden können, dann müßte es möglich sein, an solchen Repräsentanten der Politik Schichten des historischen Bewußtsein freizulegen. Dieser Versuch sei unter der Voraussetzung gemacht, daß es sich nicht um eine systematische Aufstellung handeln soll, sondern um die Analyse einiger herausgegriffener, sehr verschiedene Richtungen vertretender Namen von Politikern aus verschiedenen Zeiten. Bedingung ist nur, daß es Staatsmänner sind, die über ihr Verhältnis zur Geschichte nachgedacht und sich darüber in irgendeiner Form geäußert haben. Der Name Otto von Bismarck soll hier stehen für eine Auffassung, die in der Geschichte das Geschick von Staaten und Einzelmenschen sieht.

Diese Anschauung wurzelt in einem religiösen Fundament, sie trägt aber auch die Merkmale der Vorstellungswelt einer alten Schicht, die aus der Kontinuität einer langen Tradition lebt und diese Kontinuität nur durch außerweltliche Eingriffe, nicht durch geschichtsimmanente Umbrüche bedroht sieht. Das unberechenbare Element, das in der Geschichte steckt, lähmt den Willen zum Handeln nicht, steigert ihn vielmehr zur Anwendung von Gewalt, um einer traditionalen Staatsidee zum Siege zu verhelfen. Ob damit Erfolg verknüpft ist, bleibt immer ungewiß. Die Geschichte als der Inbegriff des Weltgeschehens ist immer stärker als der Mensch, auch der als Staatsmann handelnde Mensch. Die Geschichte lasse sich nicht machen, hat Bismarck von der Jugend bis zum Alter immer wiederholt. In der Politik lerne man, »daß man so klug sein kann wie die Klugen der Welt und doch jederzeit in die nächste Minute geht wie ein Kind ins Dunkle«. Die Geschichte ist offen in die Zukunft, sie ist die unreflektierte Realität des Politischen schlechthin, die in der Vergangenheit nicht anders war als in der Gegenwart. Bei aller Aktionsbereitschaft, die vor revolutionären Entscheidungen nicht zurückschreckt, ist dies eine durchaus konservative Anschauung von Geschichte und Politik.

Für Lenin, den Begründer des kommunistischen Rußland, den Nachfolger von Marx, der aus der Lehre von Marx vor allem den Zwang zur revolutionären Aktion herauslas, war Geschichte der Vollzug eines notwendigen Prozesses, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nur verschiedene Stadien einer durch wissenschaftliche Erkenntnis nachzuweisenden Entwicklung darstellen. Die Gefahr, daß der Glaube an die Notwendigkeit die revolutionäre Aktion lähmen könnte, hat Lenin als Sünde aller Ökonomisten und Revisionisten dargestellt und in

seinen Handlungen oft den Rahmen eines orthodoxen historischen Materialismus gesprengt. Von Unerwartetem und Überraschungen blieb er nicht verschont, aber sie ließen sich für ihn immer in den vorherbestimmten Gang der weltrevolutionären Entwicklung einordnen. Was bei ihm historisches Bewußtsein gewesen ist, erwächst aus dem Anblick des weltgeschichtlichen Kampfes zwischen Sklaven und Sklavenhaltern. Dieser Anblick konnte ihm das Bewußtsein verleihen, auf einem Gipfel der Weltgeschichte zu stehen, wie er es etwa am 4. Jahrestag der Oktoberrevolution 1921 ausgedrückt hat: Zum erstenmal in Jahrhunderten und Jahrtausenden sei die Losung: Krieg der Sklaven aller Nationen gegen die Sklavenhalter aller Nationen aus einer verworrenen und machtlosen Erwartung zu einem klaren ausgeprägten Programm geworden, habe es sich in den aktiven Kampf von Millionen von Unterdrückten unter der Führung des Proletariats verwandelt, in den ersten Sieg des Proletariats, in den ersten Sieg auf der Bahn der Abschaffung der Kriege, in den ersten Sieg des Bündnisses der Arbeiter aller Länder über das Bündnis der Bourgeoisie der verschiedenen Nationen ... Geschichtsbewußtsein ist bei Lenin Weltrevolutionsbewußtsein; die Paradoxie besteht aber darin, daß es die Aufgabe der Revolution ist, die Befreiung von der Geschichte herbeizuführen.

Damit ist das Grundschema für die Geschichtsanschauung des Kommunismus geschaffen, das freilich noch im Laufe der Zeit durch manche andere Elemente – nationale vor allem – modifiziert werden wird. Ihre Grundtendenz verliert sie nie: sie ist niemals bloße Theorie, sondern wird selbst zur Praxis erklärt, durch die man mit Parteilichkeit das vorherbestimmte und daher vorauszusagende Endziel mit allen seinen Zwischenstationen erkennt. Damit dient jede historische Erkenntnis diesem

Endziel und liefert zugleich die Mittel, es zu erreichen. Noch in allerjüngster Zeit äußerte ein Mitglied der sowjetischen Akademie der Wissenschaften, Geschichte bestätige nicht nur die Richtigkeit des Aufbaus des Sozialismus, sondern sie sei als Wissenschaft der mit der höchsten Autorität ausgestattete Propagandist der Richtigkeit des Weges, den die Sowjetunion und die sozialistischen Länder gehen.

Nationale Befreiung und die Geschichte als Instrument nationaler Befreiung, das ist die Parole der Bewegung des nationalen Liberalismus und der liberalen Demokratie im 19. und im Anfang des 20. Jahrhunderts gewesen. Sie hat sich selbst als Bewegung des nationalen Erwachens, als Risorgimento verstanden und damit durch den Rückgriff auf eine nationale Vergangenheit, auf die Entdeckung einer frühen nationalen Geschichte die Rechtfertigung für eine nationale Zukunft schaffen wollen. Die Nation wird geradezu aus ihrer Geschichte neuerschaffen. Diese Bewegung hat in fast allen europäischen Völkern prominente Wortführer in anderthalb Jahrhunderten gehabt. Unter ihnen sei Thomas Masaryk, erster Staatspräsident der 1. Tschechoslowakischen Republik, genannt, der im nationalen Erwachen ein allgemeines menschheitliches Prinzip erkannte, das keinen Widerspruch gegen humanitäre, kosmopolitische Ziele und gegen Internationalismus darstelle. »Die Geschichte zeigt«, lesen wir in einer kleinen Schrift aus dem I. Weltkrieg, »daß nationale Staaten in Europa sich entwickeln. Und die Geschichte begünstigt nicht nur die großen, sondern auch die mittelgroßen und kleinen nationalen Staaten. Die Geschichte begünstigt alle Individuen, den Individualismus im allgemeinen. Die Völker sind natürliche Organisationen von gleichartigen Individuen, und die Staaten als mehr künstliche Organisationen wurden den Nationen mehr und mehr ange-

paßt.« Der Einklang des nationalen Prinzips mit humanitären Zielen ist seit Herder vielfach verkündet worden, namentlich von dem Italiener Giuseppe Mazzini; jetzt wird von einem Staatsmann der kleineren Völker die Geschichte als die Darstellung des Weges zur nationalen und zugleich menschheitlichen Demokratie proklamiert, wofür er die Zeugnisse bei seinem eigenen tschechischen Volk der Hussiten im besonderen Maße gegeben sieht.

Schufen die jungen Nationen sich ihren Staat mit der Macht der geschichtlichen Erinnerung, so fand eine alte Nation wie Frankreich bei allen Schicksalsschlägen in ihrer großen Geschichte die Bestätigung ihrer Dauer. Charles de Gaulle hatte die Vision eines ewigen unzerstörbaren Frankreich und erhob sie zum Leitbild für seine Entscheidungen in den Krisenjahren 1940–1945 und 1958–1962. Frankreichs Geschichte, so sah es der General, ist die Wirklichkeit auch der gegenwärtigen französischen Nation, der Idee Frankreich, die die Zeiten überdauert. »Frankreich kommt aus der Tiefe der Zeiten«, beginnt der letzte Band seiner Memoiren, »Es lebt. Die Jahrhunderte rufen nach ihm.« Die Nation Frankreichs habe zahlreiche Generationen umfaßt. »Sie umschließt deren mehrere heute. Sie wird noch viele gebären... Soll sie nicht zerbrechen, dann muß diese aus Menschen geformte Einheit auf diesem Territorium und inmitten dieser Welt eine Vergangenheit, eine Gegenwart und eine Zukunft wahren, die nicht voneinander zu trennen sind. Darum sind dem Staat als Treuhänder Frankreichs dessen Erbe von gestern, dessen Belange von heute und dessen Hoffnungen von morgen gleichermaßen anvertraut.« Der Ton ist hier anders als bei den Sprechern der Bewegung des nationalen Erwachens: die Geschichte wird fast mystisch beschworen, um die Gegenwart und Zukunft der Nation zu

retten. Das historische Bewußtsein tritt geradezu an die Stelle der politischen Realität.

Bei Masaryk und de Gaulle erscheint die Geschichte im Dienste des nationalen Prinzips in einer verschiedenen Gestalt. Hier ist eine allgemeine Frage zu stellen: Hat diese Verknüpfung die Geschichte und mit ihr die Politik nicht in vehemente Widersprüche verwickelt? Wieweit hat hier historisches Bewußtsein zur Modernität geführt oder Modernität behindert? Wäre nicht vielmehr ein gleichwie geformter Zusammenschluß der Weg in ein modernes Europa gewesen, für das es aber keine historischen Vorbilder gab? Deutlich dabei wird, daß mit wachsender Annäherung an unsere Zeit sich die Funktion der Geschichte für politische Entscheidungen kompliziert. Diese Komplikationen ergeben sich in erster Linie aus der Unvergleichbarkeit heutiger Politik zwischen den Staaten unter der Drohung der atomaren Vernichtung mit aller vorhergehenden Politik. Kann hier überhaupt noch die Geschichte und das Wissen von Geschichte als Beraterin hilfreich sein und der Abgrund übersprungen werden, der sich zwischen heute und gestern auftut? In diesem Zusammenhang sei mir erlaubt, über einen lebenden und handelnden Staatsmann, Henry Kissinger, zu sprechen, weil er *vor* seinem politischen Wirken ein großes theoretisches Konzept vorgelegt und das scheinbar Unvergleichliche: die Staatenbeziehungen in einer zurückliegenden historischen Phase und im Atomzeitalter zueinander in Beziehung gesetzt hat. Über die Realisierung dieses Konzepts, die politische Praxis Kissingers, die ein großes Experiment und noch nicht abgeschlossen ist, zu sprechen, verbietet sich von selbst. Wichtig ist vielmehr das grundsätzliche Problem, das hier aufgeworfen wird: was kann die Geschichte im nuklearen Zeitalter für die Politik bedeuten? In seinem frühen Werk

über die Zeit Metternichs und Castlereaghs schreibt Kissinger: »Auf dem Gebiet außenpolitischer Staatenbeziehungen – der Untersuchung von Staaten als handelnden Einheiten – gibt es keine wichtige Schlußfolgerung, wenn man sich nicht des historischen Zusammenhangs bewußt ist.« Dem scheint ein Satz in dem wenige Jahre später verfaßten Buch »Kernwaffen und auswärtige Politik« zu widersprechen, wo es heißt: durch die Stärke der modernen Waffen sei der staatsmännischen Führung ein Problem gestellt, das in unserer Zeit einzig dastehe: »die absolute Sicherheit ist nicht mehr möglich«. Dieser Widerspruch löst sich auf, wenn man davon ausgeht, daß Kissinger als Handlungsträger der Politik ausschließlich Staaten, und zwar die historischen Staaten ansieht, wie sie in Geschichte und Gegenwart erscheinen, und zu denen auch die Supermächte gehören, deren Entstehung und Existenz auf historischen Bedingungen beruhen. Sie befinden sich dazu noch in ähnlichen Konstellationen wie die Mächte Europas seit der Französischen Revolution, nämlich in dem Gegenüber von konservativen und revolutionären Staaten. Dieses Gegenüber besteht nach Kissinger unverändert seit Napoleon; die Aufgabe ist es, es im Gleichgewicht zu halten. Haben also Staaten in ihrem Charakter als historisch gewachsene Einheiten ihren Platz auch in einer auf technischer Rationalität beruhenden Welt, dann ist zwar nicht Identität, aber Analogie zwischen ihnen möglich. Die Vergleichsmaßstäbe bleiben bestehen, sind nur in den Dimensionen ins Gigantische gewachsen: so läßt sich nach Kissinger die von Clausewitz gefundene Unterscheidung von absolutem und begrenztem Krieg auch auf den Atomkrieg anwenden: die massive Vergeltung durch den totalen Atomkrieg ist nach Kissinger unglaubwürdig, weil sie auch für den Sieger tödlich ist; so wird jetzt von ihm das Konzept des be-

grenzten Atomkrieges entwickelt, das seine Bildung nach historischen Vorbildern nicht verleugnet, von Kissinger gleichzeitig aber ganz aus dem Kalkül atomarer Strategie entwickelt wird. Bei der Verknüpfung von historischer und technischer Logik, wie sie hier vorgenommen wird, ist das Überleben der Menschheit die Frage aller Fragen; dies wird von Kissinger deutlich gesehen, und man wird ihm auch nicht »ethische Schwäche« vorwerfen können, ein Urteil, das C. F. von Weizsäcker über die »kaltblütige moderne Strategie« fällt. Festzuhalten ist jedenfalls, daß das Überleben und die Bewahrung der Menschheit vor der atomaren Weltkatastrophe nach dieser Anschauung nur möglich ist »unter Einmischung historischer Mittel«, um die bekannte Formulierung von Clausewitz über den Krieg zu variieren.

Faßt man die fünf hier gegebenen Beispiele zusammen, so kommt man zu der wesentlichen Feststellung, daß keine der hier durch einzelne Persönlichkeiten gekennzeichneten Richtungen der Politik ohne Geschichte argumentieren und handeln kann, so weit auseinander deren Funktionsbestimmung in jedem einzelnen Falle ist. Zukunft mag ein fixiertes Ziel haben, sie mag als ein Feld offener Entscheidungen gesehen werden oder unter dem Gesetz technischer Rationalität stehen, in irgendeiner Form läßt sie sich ohne ihre Herkunft nicht denken. Freilich ist die Möglichkeit einer Synthese zwischen historischer Herkunft und technologischer Zukunft energisch bestritten worden. Schon 1961 stellte Helmut Schelsky das Modell des technischen Staats auf, in dem es weder mehr Herrschaft noch demokratische Willensbildung geben werde, sondern politische Entscheidungen sich auf die Wahl zwischen Sachgutachten beschränken, ein Großteil der Politik aus Gutachterkämpfen bestehen werde. Geschichte erscheint dann nur

noch als »metaphysische Sehnsucht nach rückwärts« – das Wort Nostalgie war damals noch nicht gebräuchlich –, »die geschichtliche Wirklichkeit gehorcht nicht mehr der historischen Ideenführung, sondern den Gesetzen der Rekonstruktion der Welt durch die zur Technik gewordenen Natur- und Sozialwissenschaften«. Was hier als wertneutrale wissenschaftliche Analyse vorgetragen wurde, wurde anderswo als Ausdruck einer unbegrenzten Zukunftserwartung verkündet. Aber besteht diese heute noch uneingeschränkt? Wenn anfangs nur die Angst vor einer atomaren Weltkatastrophe die Hoffnungen auf technologischen Fortschritt begleitet hat, so wird jetzt diese Angst nicht nur von dem Problem der Kernwaffen bestimmt, sondern auch noch von anderen Entwicklungen, die sich aus technischem Fortschritt und industriellem Wachstum ergeben können: der schwindende Ernährungsspielraum für eine in vielen Teilen der Welt, namentlich in den nichtindustriell entwickelten Ländern explosionsartig wachsende Weltbevölkerung, die Krise der Energieversorgung, die Zerstörung der lebensnotwendigen und lebenswerten Umwelt des Menschen.

Diese Probleme sollen hier nur als Stichworte angegeben werden. Was in diesem Zusammenhang unmittelbar interessiert, ist die Frage, ob sich hieraus nicht Ansatzpunkte für die Wiederbelebung historischen Bewußtseins ergeben. Der technologische Fortschritt führt zu einer »neuen Selbstentfremdung des Menschen«, wie es Schelsky genannt hat, er droht die Grenzen zu überschreiten, die von den menschlichen Lebensbedürfnissen und dem Willen der Menschheit zum Überleben gesetzt sind. Damit beginnt die Zukunft wieder ein Feld zu werden, über das auch der Mensch Entscheidungen trifft und das nicht nur sich selbst und dem Automatismus der technischen Zivilisation überlassen bleibt. Damit wäre die Möglichkeit ge-

geben, die Kluft zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu überbrücken, die durch die völlige Freisetzung eines rein technologischen Kalküls unterbrochen schien. Es wäre denkbar, daß in einem solchen Moment die Besinnung auf die menschliche Geschichte als das ungeheure Reservoir der Lebensformen, in denen der Mensch seit Jahrtausenden gelebt und gewirkt hat, neuen Auftrieb erhalten könnte. Das sollte keine Flucht in die Utopie einer heilen Vergangenheit, sondern nur die Wiederherstellung des Kontinuums der menschlichen Geschichte bedeuten. Planung und Erinnerung stünden für den Handelnden als Entscheidungshilfen nebeneinander.

III

Blickt man zurück auf die hier angeführten politischen Persönlichkeiten und die enge Bindung ihrer politischen Vorstellungswelt an historisches Bewußtsein in seinen verschiedenen Variationen, scheint es auf der Hand zu liegen, daß über dieses Verhältnis ein unbestrittener Konsensus besteht. Es kommen viele Faktoren zusammen, die eine solche Übereinstimmung gerade in unserem Lande in Frage stellen: tiefe Kontinuitätsbrüche, die beliebige Verfügbarkeit der Geschichte für alle Auslegungen, wie sie im NS-Staat erscheint, später die radikale Wendung in die technische Zukunft. In einem Zeitalter, in dem Wissenschaft mehr und mehr an ihrer Verwendbarkeit für gesellschaftliche und andere Zwecke gemessen wurde und wird – was sicher nicht ihrem durch nichts begrenzten Streben nach Erkenntnis gerecht wird – wird bald »Historismus« als ein sich selbst genügendes Interesse am Verstehen historischer Phänomene, als bloße ergebnislose Kontemplation abgetan.

Ralf Dahrendorf gab dieser Stimmung den prägnantesten Ausdruck, indem er sagte, das historische Verstehen bliebe in einem entscheidenden Sinn folgenlos: es sage uns nicht, was wir tun müssen, um die Wiederkehr des Falschen zu vermeiden und die Heraufkunft des Richtigen herbeizuführen. Konrad Adenauer mutet der Geschichte weit mehr zu: im 1. Band seiner Memoiren äußert er sein Erstaunen über einen Historiker, der es abgelehnt habe, seine Aufgabe darin zu sehen, Entwicklungen vorauszusehen und Prophet zu sein. Adenauers Meinung ist demgegenüber, der Historiker, vor allem der der neueren Geschichte, müsse wenigstens den Versuch machen, auf dem Wege von Analogieschlüssen aus dem Geschehen unserer Zeit, sogar unserer Tage, zu erkennen, wohin der Lauf der Entwicklung wahrscheinlich gehen werde, und er müßte in seiner Lehre hinweisen auf zu erwartende Entwicklungen und eventuell warnen.

Hinter solchen divergierenden Urteilen verbergen sich einige Mißverständnisse darüber, was eigentlich politisches Handeln aus historischem Bewußtsein sein kann und was nicht. Die Möglichkeit der Voraussage von Ereignissen geht von zwei Voraussetzungen aus: entweder von der absoluten Determinierung des historischen Geschehens durch ein Ziel der Geschichte oder von der Annahme der Wiederkehr des Gleichen, gleichzeitig auch von der Vorstellung der Unveränderbarkeit der Natur der Menschen als des eigentlichen Motors der Geschichte. Diese Thesen sind alle zu irgendeiner Zeit vertreten worden, sie können aber mit Ausnahme vielleicht der letzten nicht empirisch belegt werden und behalten deshalb hypothetischen Charakter. Die Tendenz, eine absolute Determinierung des Geschichtsverlaufs anzunehmen, ist schon im Positivismus des 19. Jahrhunderts zu erkennen, der Marxismus übernimmt sie.

Die Parallelität zu einigen Grundauffassungen der Naturwissenschaften liegt auf der Hand. Legt man ihre vollständige Determinierung zugrunde, dann verliert die Geschichte alle personalistischen Züge, die Individuen sind nur Handlanger des Geschichtsprozesses; dieser ergibt sich ausschließlich aus einem Geflecht von Strukturen, d. h. überindividuellen Sachgegebenheiten. Was man als Zufall bezeichnet, nämlich die Feststellung – ich zitiere die Definition eines Naturwissenschaftlers –, daß der Erwartungswert für ein Ereignis im Sinne der Wahrscheinlichkeitstheorie praktisch gleich null ist, verschwindet aus der historischen Entwicklung. Seitdem nun die Naturwissenschaften, namentlich die Biologie in ihrem System auf höchster Ebene – z. B. bei der Entstehung des Lebens – über Gesetz und Zufall als Möglichkeit sprechen, kann deutlicher gemacht werden, daß in der Geschichte als einem Ergebnis menschlichen Handelns der Zufall, oder wie Carl Jacob Burckhardt in einer seiner letzten Veröffentlichungen es nennt: das Unerwartete sehr wohl eine eminente Bedeutung haben kann. Dies, aber dies nicht allein, läßt die oberste Schicht der Geschichte, der Ereignisse so schwer einordnen in das, was Ranke den regelmäßigen Gang der Weltgeschichte genannt hat. Sie sind vielmehr sprunghaft, werden unterbrochen und halten den Gezeitengang nicht ein. »Zufälle«, d. h. Durchbrechungen von einsehbaren Kausalketten, scheinen ihren Lauf ändern zu können.

Das liegt anders bei Ereignissen der langen Dauer, der longue durée, wie es die französische Geschichtsschreibung nennt, den langsamen Veränderungen in den Lebensbedingungen der Menschen, den Mentalitäten, den Grundformen sozialen Lebens, wirtschaftlichen Konjunkturzyklen. Hier ist das Feld, auf dem die Historie Erkenntnisse für das Handeln in die Zu-

kunft hinein beitragen kann: so wie Alexis de Tocqueville das Heraufkommen der egalitären Demokratie schon in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts vorausgesagt oder Karl Jaspers in unseren Tagen die Gleichzeitigkeit der großen Achsenzeiten in der Entwicklung der Hochkulturen zur Geschichte einer einheitlichen Menschheit festgestellt hat. Wer aus geschichtlichem Bewußtsein handelt, wird in diesen großen Dimensionen epochaler Tendenzen denken müssen. Er wird des weiteren bei der Gestaltung des politischen Stoffs, auf den sich seine Entscheidungen beziehen, dessen historische Qualität nicht aus den Augen verlieren dürfen: mit reinen Konstrukten läßt sich in der Politik nichts erreichen. Das Historische ist oft das einzige empirisch Gegebene. Es kann nicht ohne weiteres Ziele setzen, aber den Weg und die Methode des Handelns bestimmen. Die Rechtsordnung eines Landes ist nur effektiv, wenn sie die historisch gewordene gesellschaftliche Ordnung, auch und gerade da, wo sie verändert werden soll, zum Ausgangspunkt nimmt. Große Probleme der Sozialverfassung eines Landes wie z. B. die Stellung der farbigen Minderheiten auf dem amerikanischen Kontinent sind in ihrer Verschiedenheit, wie sie in Lateinamerika und Nordamerika besteht, nur historisch verstehbar. Gegenwartsanalysen genügen hier nicht für wirksames politisches Handeln.

Aus historischem Bewußtsein handeln heißt aber auch, sich immer der Vergangenheit schonungslos zu stellen, sie weder zu verklären noch zu verteufeln, sondern sie in ihrem Glanz und ihrem Elend als Voraussetzung der eigenen Existenz anzunehmen. Gerade wenn es sich um einen tiefen Bruch in der Entwicklung handelt, kann die geschichtliche Kontinuität nur durch entschlossene Abkehr von einer diese Kontinuität durchbrechenden Vergangenheit gewahrt werden. Als vor 25 Jahren

ein neuer Anlauf zu einer demokratischen Ordnung in unserem Lande gemacht wurde, bedeutete dies, die Konsequenzen aus der Verfehlung der deutschen Geschichte in der vorausgehenden Zeit des NS-Staats zu ziehen, aus der Hybris und der ihr folgenden Katastrophe, aber auch aus den Fahrlässigkeiten und den institutionellen Schwächen, die das Ende der ersten Demokratie begünstigt haben. Man mußte weiter in verschüttete historische Schichten zurückgreifen, um auf die Tradition der Freiheit zu kommen. Damals hat der erste Bundespräsident Theodor Heuss am Tage seiner Wahl am 12. September 1949 in einer Rede im Bundestag dieser Lage in abgewogenen Worten über Vergessen und Erinnerung Ausdruck gegeben, die von historischem Bewußtsein als politischer und moralischer Verantwortung zeugen: »Es ist eine Gnade des Schicksals beim Einzelmenschen, daß er vergessen kann. Wie könnten wir als einzelne leben, wenn all das, was uns an Leid, Enttäuschungen und Trauer begegnet ist, uns immer gegenwärtig sein würde! Und auch für die Völker ist es eine Gnade, vergessen zu können. Aber meine Sorge ist, daß manche Leute in Deutschland mit dieser Gnade Mißbrauch treiben und zu rasch vergessen wollen. Wir müssen das im Spürgefühl behalten, was uns dorthin geführt hat, wo wir heute sind. Das soll kein Wort der Rachegefühle, des Hasses sein. Ich hoffe, daß wir dazu kommen werden, um aus dieser Verwirrung der Seelen im Volk eine Einheit zu schaffen ...«

Lassen Sie mich noch mit einem anderen Gedanken schließen, der die heute gestellten Aufgaben betrifft. Wer über das Schwinden historischen Bewußtseins betroffen ist, ist es nicht, weil er dem Alten, Antiquierten anhängt, sondern weil er sich um unsere Zukunft Sorgen macht. Historisches Bewußtsein, in Bildungsplänen vernachlässigt und benachteiligt, stirbt nicht ein-

fach ab, es wuchert weiter und schafft sich eine eigene Sphäre, in der die Legenden gedeihen und die geschichtliche Wahrheit in falschen Bildern von der Vergangenheit entstellt wird. Wer in politischer Verantwortung steht, kann Geschichte nicht in dieser Form verkümmern lassen, sondern muß ihr den Rang zuerkennen, auf den sie als eine moderne, kritische Wissenschaft, als ein Faktor politischer Erziehung Anspruch hat. Es gibt, so meine ich, nicht nur politisches Handeln *aus* historischem Bewußtsein, sondern auch politisches Handeln *für* ein historisches Bewußtsein. Dazu sind alle aufgerufen, die Verantwortung für ein menschenwürdiges Leben in der Zukunft tragen.